



Inhalt

Handbuch Kirche und Regionalentwicklung erschienen - bundesweite Erstreaktionen von 13 Fachleuten.

- Dr. Burghard Krause, Landessuperintendent i.R., Osnabrück: **Gestalten von Kirche** →
- Dr. Hubertus Schönemann, Kath. Arbeitsstelle f. miss. Pastoral, Erfurt: **Gesellschaft, Kirche und Region** →
- Dr. Volker Proebstl, Dekan, Selb: **Region und Parochie** →
- Prof. Dr. Reiner Knieling, Gemeindeglied Neudietendorf: **Regionale Ekklesiologie** →
- Philipp Elhaus, Missionarische Dienste Hannover: **Das regionale Netz des Evangeliums** →
- Thomas Lienau-Becker, Probst, Kiel: **Gestalten und Prägen** →
- Claudia Neumann, Gemeindeberaterin, Neudietendorf: **Beteiligen** →
- Christiane Kellner, Superintendentin, Merseburg: **Leiten** →
- Dr. Kerstin Söderblom, Studienleiterin, Villigst: **Motivieren** →
- Matthias Weismann, Superintendent, Leipziger Land: **Belastungen** →
- Kristina Kühnbaum-Schmidt, Pröpstin, Meinigen-Suhl: **Widerstände** →
- Ulrike Laakmann, Dekanin, Witzenhausen: **Konkurrieren und Kooperieren** →
- Philipp Meyer, Superintendent, Hameln: **Kooperation oder Fusion** →



Die Reaktionen wurden zu bestimmten Kapiteln erbeten und konnten sich an folgende Gliederung halten:

1. Wozu regt sie dieses Kapitel an? Was löst es bei Ihnen aus?
2. Was ist für Sie offen, weiterhin ungeklärt?
3. Sie planen zum Thema des Kapitels ein Seminar: Mit welcher These steigen Sie ein?

Ihre Reaktionen interessieren uns ebenfalls - wir sind gespannt auf Zustimmung, Widerspruch, Ergänzung, Weiterdenken ...

Sie erhalten das Handbuch Kirche und Regionalentwicklung beim ZMiR oder im Buchhandel.

Christhard Ebert / Hans-Hermann Pompe (Hrsg.): Handbuch Kirche und Regionalentwicklung. Region – Kooperation – Mission. KiA Bd. 11, Leipzig 2014. 528 S. 29,80 €



Kapitel 1

Dr. Burghard Krause

Landessuperintendent i.R. des
Sprengels Osnabrück

1. Wozu regt Sie dieses Kapitel an? Was löst es bei Ihnen aus?

1. Beim Lesen des 1. Kapitels reißt ein weiter Horizont auf: Gottes raumgreifendes Handeln, das Lebensräume heilsam verändert, Handlungsräumen Perspektiven eröffnet und Zukunftsräume durch Verheißung qualifiziert, regt dazu an, die biblischen Texte unter diesem Aspekt der geschichtlichen Präsenz Gottes in Raum und Zeit ganz neu zu lesen und sie auf die eigenen Lebensräume zu beziehen.
2. Dass die evangelische Freiheit auch ekklesiologisch als morphologische Freiheit und damit als Relativierung selbstgenügsamer Kirchenstrukturen immer wieder neu durchzubuchstabieren ist, weckt den Wunsch, im Sinn einer missiologischen Institutionskritik geschichtliche und gegenwärtige Kirchengestalten daraufhin zu befragen, ob sie eine wirksame Kommunikation des Evangelium fördern oder erschweren.
3. Eine These des Kapitels heißt: Die leidvolle Spannung zwischen dem parochialen Ich und dem regionalen Wir wird entschärft, wenn sich Ort und Region unter einer gemeinsamen missionarischen Perspektive gegenseitig Glanz und Wert geben. Das ermutigt zur Überwindung falscher Alternativen (Parochie oder Region) und regt dazu an, Gemeinden das missionarische Potential ihrer Region als Handlungs-, Bewegungs- und Entscheidungsraum bewusst zu machen.

Kapitel 1: Gestalten von Kirche in Bibel und geschichtlicher Entwicklung

- 1.1 Raum und Region im biblischen Denken
- 1.2 Historischer Blick (I): Welche Organisationsformen haben sich in der Geschichte der Kirche entwickelt?
- 1.3 Historischer Blick (II): Entstehung und Entwicklungen der Parochie
- 1.4 Evangelische Freiheit als morphologische Freiheit
- 1.5 Die Region als Raum mit missionarischem Potential
- 1.6 Region als Größe mit geistlicher Ausstrahlung und theologischer Relevanz entdecken
- 1.7 Orden, Klöster und Kommunitäten als Ergänzung der Parochie

2. Was ist für Sie offen, weiterhin ungeklärt?

1. Als Eröffnung des Handbuches spricht das 1. Kapitel schlaglichtartig bereits Themen an, die erst in den folgenden Kapiteln theologisch vertieft und praxisorientiert näher entfaltet werden - so z. B. das Verhältnis von Region und Parochie (vgl. Kap. 3) oder die ekklesiologisch-missionarische Dimension der Region (vgl. Kap. 4).
2. So bleibt in Kapitel 1 beispielsweise noch ungeklärt, wie das missionarische Potential einer Region als gemeinsamer Schatz ihrer Gemeinden entdeckt und gehoben werden kann. Auch lässt Kapitel 1 noch offen, welche geistlichen Wahrnehmungshilfen, konkreten Schritte und kirchenleitenden Impulse nötig sind, damit Parochie und Region tatsächlich aus Konkurrenten zu Partnern werden und sich wechselseitig zu neuem Glanz verhelfen. Eine Antwort auf diese Fragen wird angesichts der Pluralisierung in unseren Kirchen und der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (S.155) kaum in allgemeingültigen Handlungsanweisungen zu suchen sein, sondern a) im Erzählen gelungener Beispiele und b) im Benennen von Grundhaltungen, die die gewünschten Prozesse nachweislich fördern.

3. Sie planen zum Thema des Kapitels ein Seminar: Mit welcher These steigen Sie ein?

Meine These: Starke Regionen brauchen starke Parochien. Gemeinden und Regionen können sich gegenseitig zu neuem Glanz und Wert verhelfen.



Kapitel 2

Das Handbuch stellt einen kompakten und vielseitigen Zugang zur Thematik Mission und Region als Basisbegriffen kirchlicher Entwicklung dar. Es bündelt eine spannende Vielfalt von Themen und Aspekten, die die Arbeit des Kompetenzzentrums in den vergangenen fünf Jahren eindrucksvoll dokumentieren. Gleichzeitig ist es ein Entwurf, der zum Fragen und zum Gespräch anregt und hilfreiche Diskurse zur Entwicklung von Kirche vor Ort beinhaltet.

Das Kapitel 2 „Gesellschaft, Kirche, Region“ verortet sich nach dem einführenden Kapitel „Gestalten von Kirche in Bibel und geschichtlicher Entwicklung“ und vereinigt in sich verschiedene, hauptsächlich sozialwissenschaftlich orientierte Zugänge zu einer Analyse von Gesellschaft im Transformationsprozess einer Kirche, die in Modernisierungsvorgängen nach neuen Formen sucht, ihre Botschaft auszurichten und damit ihren Auftrag zu realisieren.

1. Wozu regt mich dieses Kapitel an? Was löst es bei mir aus?

Das Kapitel bietet ein breites und buntes Spektrum von Erkenntnissen unterschiedlicher Datensysteme empirischer Art über gesellschaftliche Entwicklungen, die die Kirche in ihrer Gestalt und in ihrem pastoralen Tun herausfordern und Fragen neu stellen lassen. Es wird dem Leser eine gut ausgewählte und spannend akzentuierte breite Palette an Akzenten aus der Humangeografie, mentalem Wandel, sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen und Reflexionen über Megatrends, Lebensweltforschung, Medienwissenschaft (digitales Zeitalter) geboten. Die Akzente fordern allesamt dazu heraus, kirchlich nicht so weiterzumachen wie bisher (Vgl. die 7 letzten Worte der Kirche: „Das haben wir schon immer so gemacht!“), sondern nach erneuertem (theologischen) Verständnis, erneuerten Formen von Gemeinschaft und erneuertem Handeln von Kirche zu suchen. Sehr deutlich wird der Zusammenhang von gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen (Freiheit, Pluralität, Säkularität) und kirchlichen Gestalten. Auf diesem Hintergrund erhebt sich die Frage, was eigentlich daran neu ist, wenn kirchliche Gestalt immer schon plural war. Das müsste dann auch historisch noch einmal deutlich werden, wie bestimmte Sozialgestalten von Kirche (z.B. Entwicklung von Mendikanten in den hochmittelalterlichen Städten) eine Reaktion auf gesellschaftliche Herausforderungen waren, und wie Pluralität (möglicherweise nicht so offensichtlich) immer kirchlichem Handeln inhärent war, und ob es dann in den vergangenen Jahrzehnten so etwas wie eine milieubezogene Verengung kirchlicher Gestalt(en) gegeben hat, deren Normativitätsanspruch sich heute als problematisch darstellt (Parochie). Auf einem solchen Hintergrund ist auch das „Missionarische“ nicht als ein Restituierungsprozess oder ein Rekrutierungsprogramm zu einer angeblich normativen Kirchengestalt zu sehen, sondern vielmehr als ein durch Sozialwissenschaft angeregter theologischer und pastoral-praktischer Diskurs, wie die Kirche in veränderten sozio-kulturellen Rahmenbedingungen ihrer Sendung („Mission“) möglichst authentisch nachkommen kann. Sie besteht darin, die Zuwendung Gottes zu allen Menschen, die von ihm her unwiderruflich und ohne Vor-

Dr. Hubertus Schönemann,
Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral,
Erfurt

Kapitel 2: Gesellschaft, Kirche und Region

- 2.1 Die Region ist bunt. Chancen der Mehrdimensionalität von Region
- 2.2 Was ist auf dem Lande anders als in der Stadt?
- 2.3 Kirche: lokal gedacht und geographisch-räumlich begriffen
- 2.4 Gesellschaftlicher Wandel: Megatrends
- 2.5 Mentaler Wandel
- 2.6 Das Medium ist die Botschaft: Wie digitale Medien unser Zusammenleben verändern
- 2.7 Milieusegmentierung der Gesellschaft
- 2.8 Regional als erste Wahl? Vom Trend zur Region
- 2.9 Zusammenschau: Konsequenzen für eine Kirche in der Region
- 2.10 Praktische Seh- und Gehhilfen einer regionalen Sozialraumorientierung.
- 2.11 Praxiserfahrung: Reichweiten und Grenzen von regionalen Glaubenskursen



Kapitel 2

bedingungen (gratis) angesagt ist, erlebbar zu machen und Menschen zu einer (wie auch immer gearteten) Antwort auf diese vorgängige Berufung durch Gott (Missio Dei) zu motivieren.

Die Lektüre des Kapitels regt mich dazu an, gesellschaftliche Pluralität ernst zu nehmen, um neue Gestalten von Kirche zu entwickeln. Erst in der Weite einer Region erschließen sich die Synergien und durch Kooperation komplementärer Facetten die Darstellungsweisen des Evangeliums. Es müssen nicht alle das Gleiche machen, Uniformität wird der pluralen Wirklichkeit nicht (mehr) gerecht.

Die Fragen nach Zentralität und Dezentralität, die im Kapitel 2 humangeografisch angegangen werden, fordern mich dazu heraus zu fragen, was es theologisch bedeutet, wenn sich das Evangelium (und damit das Kirche-sein) von den Rändern her, also dezentral erschließt. Die damit verbundene Inklusion gilt es praktisch durchzubuchstabieren. Ob es gelingt, durch Einkäufe vor Ort anstatt im Zentralort oder im Internet bestimmte ökonomische Prozesse aufzuhalten, das wage ich zu bezweifeln, verbleibt m.E. aber auch auf der sozialwissenschaftlichen bzw. -ökonomischen Ebene.

Spannend finde ich die Überlegungen, wie die digitale Revolution je nach gesellschaftlicher Orientierung Veränderungen in Individuum, Verhaltensweisen und Sozialgestalten bewirkt und wie sich gegensätzliche Tendenzen zeigen (Inklusion und Exklusion, Globalität und Lokalität).

2. Was ist für mich offen, weiterhin ungeklärt?

Bei der Lektüre stellte ich mir einige Fragen, wo das Dargebotene m. E. weitergedacht werden könnte.

Das geografische Verständnis von Region wird zwar immer wieder mit kirchlichem Handeln zusammengebracht, verbleibt aber m.E. sehr auf der sozialwissenschaftlich-empirischen Ebene. Es kann nicht darum gehen, die staatliche Raumordnung relativ kritiklos zu übernehmen. Anders gesagt: Es wird das Bemühen spürbar, humangeografisch verstandene Region als Raum kirchlicher Betätigung nutzbar und fruchtbar zu machen. Dagegen ist grundsätzlich nichts zu sagen, ich vermisse jedoch – und dabei hilft mir auch wenig das biblisch-historische Kapitel 1 – eine theologische (nicht kirchenpolitische: kirchliche Regionentypologie) Reflexion dessen, was Sendung von Kirche ist und wie es zu einem theologischen Verständnis von Mission hier kommt, indem herausgearbeitet wird, was heute Evangelium heißt und in welcher Beziehung die Kirche und ihre Gestalt und ihr Handeln zu der vorgängigen Berufungs- und Befreiungstat Gottes steht. Auch der kurze Seitenblick in das ekklesiologische Kapitel 4 befriedigt mich da nicht wirklich. Die Ekklesiologie scheint mir nicht ausreichend theologisch verortet. Kirche als „institutionalisierte Sozialform von Religion“ (S.51) verbleibt auf einer sozialwissenschaftlichen Ebene und lässt viele Fragen offen. Wenn Gott selbst sein Reich in dieser Welt aufrichtet, stellt sich die Frage nach dem Beitrag, den die Gläubigen, die Kirche dazu leisten (Erschließung, Geburtshilfe, Zeugnis?). Damit verbindet sich dann der später bedachte Themenkomplex, wie das Evangelium sich in dieser Welt zeigt, wie Kirche also präsent werden sollte. Das Evangelium trägt biblisch betrachtet beides in sich: Zusage/Ansage des Heils und Herausforderung zur Umkehr. Wie man sich als Kirche in dieser Spannung zwischen positiver Aufnahme,



Kapitel 2

Bestätigung („Anpassung?“) und Alternative, Antithese („Widerständigkeit“?) verortet, hat direkte Auswirkungen auf konkrete Handlungsoptionen von Angebot und Herausforderung. Sicherlich braucht es beides, auch hier komplementär.

Wenn Kirche als „Institution der individuellen Selbstverortung eine vergemeinschaftete Form“ verleiht (S. 51) und dies als Ausdruck evangelischer Freiheit verstanden wird, muss ich dann nicht auch akzeptieren, dass Menschen ihrem Gottesverhältnis einen sehr spezifischen Ausdruck geben und ihren eigenen religiösen „Ort“ in der Gesellschaft einnehmen, der möglicherweise nicht vordergründig dem Evangelium Raum gibt, erst recht nicht einer bestimmten kirchlichen Gestalt Rechnung trägt? Wie geht institutionalisierte Kirche damit um? In welcher Form können dann „Vergemeinschaftungen“ aussehen? Was kann ich erwarten? Was muss ich angesichts einer säkularen Grundorientierung auch ertragen?

Die Einteilung der Orientierungen in prämodern, modern und postmodern ist zunächst einmal sehr hilfreich, um etwas zu verstehen. Schwierig wird es allerdings, wenn mit diesen Begrifflichkeiten ganze Konfessionen ein bestimmtes Etikett aufgeklebt bekommen. Entzieht sich eine Identifizierung von evangelischer Kirche und Modernität nicht der Pluralität von Orientierungen, die auch quer zu Zugehörigkeiten zu bestimmten Konfessionen liegen (Urbi et orbi als Beispiel für angenommene Uniformität S.)? Wo findet der je Einzelne quer zur Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen und Milieus seinen Ort in dieser Systematik? Gibt es nicht biografische Entwicklungen und persönliche Mischformen? Und weiter: Können die Orientierungen so klar voneinander abgegrenzt werden? Liegt nicht das Eigentliche der Postmoderne darin, dass prämoderne und moderne Orientierungen sich auch in ihr als „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Michael Hochschild) in einer „multiplen Moderne“ (Karl Gabriel) realisieren? Die Beschreibung der unterschiedlichen Orientierung in postmoderner Zuspitzung führt somit noch zu einer weiteren Frage: Wie kann man angesichts der sich daraus ergebenden Meinungsverschiedenheiten und Ausdrucksformen noch im Dialog bleiben über folgende Fragen: Was ist Wahrheit? Wie zeigt sich das Evangelium? Was ist die Kirche und wie soll sie handeln? Von hier ergibt sich die Anfrage, ob kirchliche „Entwicklung“, begriffen als ein linearer, gestalt- und steuerbarer Wandel kirchlichen Selbstverständnisses und kirchlicher Organisations- und Praxisrealität in seinen vielen Teilen überhaupt möglich ist.

Das Kapitel nimmt Pluralität in der Gesellschaft und die Pluralität kirchlicher Akteure ernst. Die Frage nach den Grenzen der Pluralität wird zwar aufgeworfen, aber nicht beantwortet. Damit und mit dem gewandelten Verständnis von Kirche ergeben sich weitere Fragen: Wer sind die Akteure von Kirche, wenn Kirche hauptsächlich unter den marktformigen Prämissen von Dienstleister und Kunde gesehen wird (S.66). Wie ist der Dienstleistungsaspekt mit den theologischen Kategorien von Berufung zum Glauben und daraus erfolgender Befähigung und „Verpflichtung“ zum Zeugnis (Kirche als gesamtes Gottesvolk: Gemeinsames Priestertum) zusammenzudenken? Praktisch: Wer stellt zukünftig angesichts schwindender hauptberuflicher Ressourcen das „Angebot“ (?) kirchlicher „Dienstleistung“ sicher? Wie verhält sich eine „Dienstleistungsagentur dazu, dass sie eigentlich eine Bekenntnisgemeinschaft sein will, ohne hier gleich dem Aktivitätserfordernis vergangener Gemeindeftheologie („Die Gemein-



Kapitel 2

de sind die Aktiven!“) zu verfallen. Von hierher ergeben sich Fragen an neue Rollen von hauptberuflich in der Kirche Tätigen (Wer ist das noch außer den Pfarrern?) und dem, was Gott seinem Volk als Gnadengaben schenkt (Charismen als Horizont eines neuen Verständnisses von „Ehrenamt“).

Auch die Milieuperspektive ist hilfreich, um gesellschaftliche Orientierungen und Distinktionen zu verstehen und möglicherweise zu begreifen, warum Menschen auf ein in einer bestimmten Art und Weise gemachtes kirchliches Angebot reagieren oder nicht. Insofern schärft die Lebensweltperspektive die Wahrnehmung gesellschaftlicher Pluralität. Zu Recht wird jedoch auf die Grenzen hingewiesen, wenn es darum gehen sollte, Botschaft des Evangeliums oder kirchliche Angebote jeweils in 10 verschiedene Milieupäckchen zu verpacken und angemessen „anzubieten“. Verbleibt diese Logik nicht zu sehr in einer Vorstellung, dass kirchliche Präsenz und Verkündigung das Ganze des Evangeliums repräsentierten, gleichsam gepachtet hätten? Was würde sich in der Kirche verändern, wenn man davon ausginge, das Missionarische bestünde darin, dass wir das, was von Gott her „Evangelium“ meint, von den verschiedenen Milieus her lernen (prophetische Dimension der Milieus). Dann müssten wir Formate gegenseitiger Gastfreundschaft entwickeln, die Botschaftern im Sinne von Kundschaftern angemessen wären. Bedeutet das nicht eine grundlegende pastorale „Umkehr“, Gott nicht als Besitz der Kirche zu verstehen, den man anderen mitbringen könnte („Taschengott“)? Heißt dies nicht vielmehr eine Kirche zu werden, die sich überraschen lässt von der Tatsache, dass Gott schon da ist, weil er „schneller ist als der Missionar“ (Leonardo Boff), eine Kirche, die sich überraschen lässt von der Vielfalt, wie Gott sein Heil in unserer Zeit in Gang bringt, biblisch gesprochen: wie das Gottesreich verborgen wächst (Mk 4,26-29)?

Drei kleine Bemerkungen zum Schluss:

Glaubenskurse werden als Teil eines evangelischen Bildungsprogramms thematisiert. Natürlich hat der christliche Glaube Inhalte, die man kennen und wissen kann. Dabei ist jedoch eine Elementarisierung anzustreben; nicht alles ist gleich wichtig und gleichgültig. M.E. ist es jedoch wichtig, in Glaubenskursen vorrangig die personale Dimension des Glaubens als Ausdruck eines personalen Verhältnisses zu Gott zu stärken. Ziel sollte neben dem Glaubenswissen sein, diese innere Dimension des Glaubens: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit all deiner Kraft“ (Dtn 6.4) zu entwickeln und zu festigen. Dabei können sich Menschen, die auf dem Weg des Glaubens schon unterschiedlich weit gegangen sind, gegenseitig Zeugnis, Hilfestellung und Bestärkung geben. Glaubenskommunikation sollte aus der asymmetrischen Beziehung des „defizitären“ Lernenden zum „wissenden“ Lehrenden in die Dynamik des sich durch plurale und biografisch verortete Glaubenserfahrung gegenseitig bereichernden Gottesvolks führen. Wenn dieser Prozess der Mystagogie (Glauben und Leben zusammenbringen) gelingt, wächst auch das Interesse, mehr über den Glauben und seine Inhalte zu erfahren. So verschränken sich synchrone (Kirche in der Glaubenskommunikation aktuell hier und jetzt, die sich in der Schrift als gemeinschaftlichem Glaubenszeugnis spiegelt, Bibelteilen) und diachrone Aspekte (Theologie, Mystik und Kirche in der Geschichte) der Glaubensbezeugung.

Ist der Unterschied zwischen Stadt/Land theologisch signifikant? (Bsp. die Koopera-



Kapitel 2

tion ist auf dem Lande nötig, weil die Akteure weniger sind (S.56f). Gilt dies nicht auch in der Stadt? Stimmen Stadt und Land nicht darin überein, dass die Gestalt und Praxis der Kirche von den sozialräumlichen Herausforderungen, die halt jeweils anders sind, ausgehen müssen und sich von dort her dann unterschiedliche Bezeugungsgestalten (vgl. „Inkulturation“ als missionswissenschaftlicher Zentralbegriff) ergeben.

Welche Anregungen praktischer Art eines Kompetenzzentrums braucht es? Die praktischen Seh- und Gehhilfen (2.10.) sind sicher ein mögliches Angebot, vor Ort zu einer spezifischen Kirchengestalt zu kommen. Je kleinteiliger jedoch ein Aktionsprogramm vorgeschlagen wird, desto mehr verstellt es den Blick auf die theologischen Herausforderungen, denen sich kirchliche Aktionsformen vor Ort in veränderter Weise stellen müssen. Zentral bleibt: Wie kann dem Evangelium Raum gegeben werden? Wie können andere und wir selbst ihm Gestalt geben?

3. Mit welcher These steige ich in einem Seminar zum Thema des Kapitels ein?

Angesichts der veränderten sozio-kulturellen Bedingungen ist die Gestalt von Kirche jeweils vor Ort neu zu entwickeln und kann daher sehr unterschiedlich sein. Mit dieser Darstellung des Evangeliums und der Suche nach ihm (!) verwirklicht sie ihre Mission (Sendung).



Kapitel 3

„Wir machen das jetzt wieder selber: die Verwaltung von Kindertagesstätten und Friedhof. Wir schaffen wieder alles aus eigener Kraft. Mit der neuen Pfarrerin sind wir ja komplett!“ So atmen Kirchenvorstände hin und wieder auf, wenn eine lange Vakanz zu Ende geht. Die Pfarrstelle ist besetzt, alle Aufgaben können erledigt werden, die Gemeinde ist komplett.

Das Kapitel „Region und Parochie“ (119-142) lockt den Leser auf ein umkämpftes Terrain. Ist nicht die Gemeinde am Ort die hinreichende Form von Kirche? Oder braucht es mehr „nichtparochiale“ Strukturen und regionales Miteinander, damit Kirche ihren Auftrag erfüllt?

Klärungen helfen. Am Anfang (119ff) steht der biblische Befund zu „ekklesia“. Der Begriff streckt sich über den Horizont der einzelnen Ortsgemeinde auf die Gemeinschaft der Christenheit hinaus. Er erinnert an die geistliche Dimension, durch die Gemeinde geformt ist. Hilfreich ist die Aufklärung im Blick auf den „uneinheitlichen Sprach- und Rechtsgebrauch“ (123), wenn von der „Parochie“ gesprochen wird: Das geht vom Sprengel bis zum Kirchspiel. Die Zuspitzung auf die „Ortsgemeinde“ schafft Präzisierung.

Die Ortsgemeinde als Parochie erscheint „als Erfolgsmodell mit genetischen Grenzen“ (128). Gezielte Impulse zu regionaler Zusammenarbeit sind sinnvoll. Es gibt aber auch Handlungsfelder, in denen die Parochie als Gestaltungsraum weiterhin erfolgreich bleibt. Am Horizont zeichnet sich ein regionales Miteinander von Ortsgemeinden ab, die für sich keineswegs „komplett“ sind, sich aber durch Schwerpunktsetzungen gegenseitig ergänzen (137ff).

„Wir sind jetzt komplett“ - Insbesondere ehrenamtliche Gemeindevertreter neigen dazu, ihre Gemeinde so zu kennzeichnen. Würde ich ein Seminar mit Kirchenvorsteher/innen und Pfarrer/innen aus mehreren Gemeinden gestalten, würde ich auch die regionalen Dienste und Werke einladen. Mein Einstiegsimpuls wäre: „Kirche Jesu Christi: Hier sind wir komplett - da bleiben wir Fragment - dort können uns andere helfen“.

Außerdem wäre mir ein weiterer Gedanke wichtig: „Gemeinde“ ist nur ein Brennpunkt von „Kirche“. In der lutherischen Tradition (CA V) ist das Amt (ministerium) der zweite Brennpunkt. Die Amtsträger/innen haben die Aufgabe, den Horizont hinaus auf das Miteinander in der Region zu weiten und den Blick auf das Gesamt der Kirche zu lenken. Die „Amtsträger“ würde ich fragen: „Wie kann ich als Pfarrer/in (Diakon/in, Religionspädagoge/in) die Perspektive auf das Miteinander in der Region fördern?“

Dr. Volker Proebstl

Dekan des Dekanats Selb

Kapitel 3: Region und Parochie

3.1 Herausforderungen neutestamentlichen Gemeindedenkens für die heutige Parochie

3.2 Was ist eine Parochie/Ortsgemeinde – aus rechtlich-organisatorischer Sicht?

3.3 Wie können sich Parochien und Kirche in der Region ergänzen?

3.4 Wie lässt sich die Aufteilung von lokaler und regionaler Verantwortung sinnvoll beschreiben?

3.5 Wie verhalten sich Parochie und Region in Zukunft?



Kapitel 4

Das Kapitel bietet eine Fülle von Perspektiven und Aspekten. Theologische Reflexionen stehen neben empirischen Einsichten. Erfahrungen aus der Arbeit des Zentrums für Mission in der Region sind verbunden mit Anregungen aus der internationalen Ökumene. Klärungen zu den Kernthemen Region und Mission münden schließlich in einen „Traum von Kirche in der Region“ (173). Drei Fragen, so wurde ich gebeten, möge ich dazu beantworten:

Prof. Dr. Reiner Knieling

Leiter des Gemeindegremiums der
VELKD, Neudietendorf

1. Wozu regt Sie dieses Kapitel an? Was löst es bei Ihnen aus?

Mich regt das Kapitel an, mit der zusammengetragenen Fülle der Aspekte weiterzuarbeiten. Dass die Entwicklung einer „Ekklesiologie für die Region“ keine einfache Aufgabe ist, wissen alle, die sich schon einmal mit protestantischer Ekklesiologie überhaupt beschäftigt haben. Ekklesiologie ist nicht das Gebiet, auf dem wir Protestanten besonders geübt wären. Um wieviel schwieriger ist es – wenn schon die Basis schwach ausgebaut ist – eine „Ekklesiologie der Region“ zu entwickeln. Wichtig ist es allemal, wenn die Entwicklung einer Region nicht sich selbst überlassen, sondern ekklesiologisch reflektiert und begleitet werden soll. Dafür ist in Kapitel 4 viel Stoff zusammengetragen und eine gute Grundlage gelegt. Und – was nicht zu unterschätzen ist: Das Thema ist gesetzt!

Kapitel 4: Ekklesiologie für die Region

- 4.1 Chancen einer Ekklesiologie für die Region
- 4.2 Herausforderungen einer Ekklesiologie für die Region
- 4.3 Wie gewinnt die Kirche in der Region ein missionarisches Profil?
- 4.4 Leib Christi als geistliche Architektur der Region
- 4.5 Kirche in der Region aus lebensweltlicher Perspektive
- 4.6 Vision: ein Traum von Kirche in der Region

2. Was ist für Sie offen, weiterhin ungeklärt?

Offen ist für mich, in welchem Verhältnis eine „Ekklesiologie für die Region“ zu einer „Kirchentheorie für die Region“ stünde, wenn es diese denn gäbe? Oder: Wie gehören theologische Reflexion auf der einen Seite und Soziologie, Milieutheorie, Organisationsentwicklung etc. auf der anderen Seite zusammen? Wie befruchten sie sich gegenseitig? Wo irritieren und stören sie einander?

3. Sie planen zum Thema des Kapitels ein Seminar. Mit welcher These steigen Sie ein?

Ich würde mit folgender, hoffentlich auch ein bisschen provozierender These einsteigen: Die handelnden Personen werden der Kirche in der Region ihr geistliches und menschliches Gesicht geben – oder sie wird nicht sein.



Kapitel 5

„Das regionale Netz des Evangeliums spinnen“ ... wer das fünfte Kapitel des Handbuches Kirche und Regionalentwicklung aufschlägt, findet sich weder im regionalen Handarbeitskreis noch in die Runde der hippen Zukunftspinner wieder. Wobei der Untertitel „gemeinsam in aller Verschiedenheit“ in diesem Fall ein sowohl als auch nahe legen könnte. Das wäre dann wirklich eine milieuübergreifende Variante kirchlicher Zukunftsarbeit: eine Spinnstube mit innovativen Handcraft-Elementen. Und damit bin ich schon mitten beim zentralen Thema des Kapitels: das Verhältnis von traditionellen und neuen Formen von Gemeinde. Diese Relation wird aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet, variiert und immer wieder neu ausbalanciert. Ob Fresh Expressions, Milieutheorie, mentale Orientierungsmuster oder Kirchenmitgliedschaft - jeder Begriff steht für einen neuen Zugang, eine neue Balanceübung, die jeweils in ein Plädoyer für eine gute Mischung, eine „mixed economy“ unterschiedlicher Gemeindeformen in der einen Kirche mündet. Reflektiert, facettenreich, mit weitem Horizont - den Formulierungen merkt man an, dass der Autor in den unterschiedlichen Diskursen zuhause ist und die zahlreichen Wens und Abers nicht nur mithört, sondern auch produktiv verarbeitet hat – selten habe ich auf engem Raum eine solche Fülle an Informationen erhalten. So werden

allein 9 Fragenbündel für den Transfer der Fresh Expressions of church aus England für den deutschen Kontext präsentiert und damit alle kritischen Anfragen aufgenommen, die mir jemals begegnet sind. Kein Zweifel, dieser Transfer ist ein frag-würdiger, im wahrsten Sinne des Wortes. Aber droht hier die Relevanz und Würde des Anliegens nicht in der Fülle der Fragen zu verschwinden?

Das Evangelium – so die für mich unausgesprochene Grundthese des Kapitels – setzt aus sich selbst unterschiedliche Kommunikationsgestalten und Sozialformen frei. Daher wundert es nicht, dass Kirche am anderen Orten kein neues Phänomen ist und das parochiale Netz und die Ortsgemeinde nicht infrage gestellt, sondern vorausgesetzt werden (178). Neu und frisch sind also keine Qualitätsmerkmale an sich, sondern Attribute, die eine wichtige Ergänzung des Bewährten anzeigen und sich an ihm begründen müssen. „...wer Frisches will, muss Bewährtes anerkennen und auf der Basis des Erreichten markieren, warum er Ergänzungen und Wandel will“ (197). Zum Einrahmen schön. Die Begründung lässt dann auch nicht lange warten, wenn mit spitzer Feder Kirche als „Modernisierungsverweigerin“ bezeichnet wird, die „oft einem morphologischen Fundamentalismus huldigt“ (198). Aber missionarische Ausstrahlungskraft offensichtlich primär für die frischen Formen von Kirche zu reklamieren, unterschätzt, wie vielfältig, bunt und innovativ auch ortsgemeindliche Entwicklungsprozesse sind, die sich – Gott sei Dank – nicht immer nur im Milieu der bürgerlichen Mitte bewegen. Doch wo Spannungen austariert werden, können da und dort selbst kurzfristige Gleichgewichtsstörungen auftreten. Damit wird deutlich, dass der Autor nicht abständig, sondern mitten aus dem Geschehen heraus schreibt – engagiert, kompetent und daher bei aller Wertschätzung für das Alte ein deutlicher, wenngleich nicht unkritischer Anwalt des Neuen. In dieser Sympathie für die neuen Formen und deren lebensweltliche Ansätze kann ich ihm nur zustimmen. Die tradi-

Philipp Elhaus

Haus kirchlicher Dienste, Hannover

Kapitel 5: Das regionale Netz des Evangeliums spinnen – gemeinsam in aller Verschiedenheit

5.1 Kirche am anderen Ort

5.2 Zur Einführung und Definition von fresh expressions

5.3 Zur Analyse von fresh expressions

5.4 Heraus aus der Milieubefangenheit von Kirche

5.5 Bewährtes und Frisches zusammen

5.6 Kirche mit unterschiedlichen ekklesialen Formaten



Kapitel 5

tionellen Formen von Gemeinde müssen wahrlich nicht unter Artenschutz gestellt werden, während Freiraum und Ressourcen für Innovation und Experiment dringend geboten sind. Dieser Perspektive kann man sich mit dem Verfasser auch über klassisch protestantischer Differenzlogik nähern: „Wir müssen die Differenz von Gemeinde und Kirche vor Augen behalten. Dann bleibt immer auch Raum für noch einmal Anderes und Neues, Frisches“ (205). Ich würde ergänzen: Dies gilt erst recht für die Differenz von Gemeinde/Kirche und dem Evangelium. Das ist nämlich extrovertiert – es hat es in sich, aus sich heraus zu gehen und immer wieder neu bewährte und ganz frische Formen zu kreieren. „Ist jemand in Christus, ist er eine neue Kreatur“ (2. Kor 5, 17) – warum sollte dies nicht auch für kirchliche Sozialgestalten und gemeindliche Ausdrucksformen gelten?

Bevor ich die schöne Netzwerkidee aufnehme noch ein Hinweis auf eine Lücke, die mir aufgefallen ist. Die regionale Perspektive bleibt beim Thema auf der Metaebene. Dass und wie Regionen ein kirchlicher Gestaltungsraum für die Ergänzung von traditionellen und neuen Formen sein und wie sie ihre Zukunft als Netzwerk unterschiedlicher kirchlicher Orte entwickeln können, wird nur am Rande bemerkt. Hier würde meine Seminaridee ansetzen: Kirche als Netzwerk entdecken und weiter entwickeln. Ausgangspunkt: Welche unterschiedlichen Ausdrucksformen von Kirche und Gemeinde begegnen Menschen in unserer Region? Und dann: Weiter spinnen!



Kapitel 6

Zuerst einige allgemeine Bemerkungen zum Buch als Ganzes.

Sowohl als Gemeindepastor wie auch in meiner jetzigen Tätigkeit als Propst versuche ich nach Kräften, regionale Zusammenarbeit, Vernetzung oder Zusammenschlüsse zu unterstützen. Insbesondere habe ich den Zusammenschluss zweier Kirchenkreise über mehrere Jahre als amtierender Propst mit gestaltet. Daher finde ich das Anliegen, mit einem Handbuch eine Übersicht über verschiedene Dimensionen solcher Prozesse zusammenzutragen sinnvoll. Zugleich ist dies jedoch ein sehr ambitioniertes Projekt. Die einzelnen Kapitel des Buches versuchen, die verschiedenen Dimensionen struktureller Veränderungsprozesse genauer darzustellen. Da es in der Praxis jedoch sehr verschieden ist, um welche Prozesse es jeweils geht, wird es für Leserinnen und Leser unterschiedlich sein, mit welchen dieser Kapitel sie „etwas anfangen“ können und mit welchen nicht. Insofern vermute ich, dass dieses Buch voller Details steckt, von denen potentiell jede kleine Einzelheit in bestimmten Situationen ausgesprochen erhellend und hilfreich sein kann. Im Umkehrschluss bedeutet dies allerdings auch, dass vieles Andere beim Lesen abstrakt und theoretisch erscheint – auch wenn ich sicher bin, dass hinter jedem einzelnen Abschnitt sehr viele Erfahrungen stehen.

In den Veranstaltungen, die ich vom ZMiR besucht habe, waren mir die durch Beispiele anschaulich gemachten Hinweise zu regionalen Identitäten immer besonders wichtig. Dort wurde immer auf die Bedeutung der „gefühlten Zusammengehörigkeit“ hingewiesen. Bei der Lektüre des Buches ist dieser für mich besonders wichtige Aspekt natürlich nur einer von vielen. Dies illustriert, dass die Lektüre eines solchen Buches möglicherweise weniger bewegen kann als die direkte Kommunikation mit Menschen, die regionale Entwicklungsprozesse zu gestalten haben. Die Zusammenstellung der theoretischen Aspekte ist insgesamt sehr breit und umfassend. Für mich besonders wichtig ist mein „Lieblingsthema“, der Hinweis auf die Milieusegmentierung in Kapitel 2.7. Eigens erwähnen möchte ich Kapitel 5, das meiner Meinung nach etwas aus dem Ganzen herausfällt. Die darin zusammengestellten Hinweise auf „fresh expressions“ sind sehr interessant und inspirierend. Allerdings werfen sie ein ganz anderes Licht auf regionale Entwicklungsprozesse als die sonstigen Kapitel. Nach meiner Erfahrung werden Prozesse der Strukturveränderung in aller Regel eingeleitet, um auf Krisen oder problematische Gesamtlagen zu reagieren. Daher erscheint es mir ein wenig theoretisch, wenn der Eindruck erzeugt wird, regionale Entwicklungsprozesse wären im nennenswerten Umfang von dem Wunsch nach neuen Ausdrucksformen kirchlichen Lebens geleitet. Dieser Hinweis von mir klingt sehr ernüchtert und ernüchternd. Tatsächlich entspricht es so aber meiner Erfahrung. Ich habe den Eindruck, dass inhaltliche Innovationen viel besser dort entstehen, wo innerhalb bestehender Strukturen auf nachlassende Kraft oder zurückgehenden „Erfolg“ reagiert wird. Insofern sind feste und bleibende Strukturen meiner Meinung nach besser für inhaltliche Erneuerung geeignet.

Thomas Lienau-Becker

Propst des Kirchenkreises Altholstein, Kiel

Kapitel 6: Kirchliche Regionalentwicklung: Gestalten und Prägen

6.1 Wandel gestalten

6.2 Spannung und Wandel

6.3 Regionalentwicklung und Regionalisierung – zwei Seiten einer Medaille

6.4 Wie kann ein regionaler Entwicklungsprozess beginnen?

6.5 Warum kann man nicht zu viel kommunizieren?

6.6 Wie nutzen wir geistliche Ressourcen in Regionalentwicklungsprozessen?

6.7 Wie können regionale Handlungs- und Beziehungsmuster entwickelt werden?

6.8 Welche Kultur brauchen regionale Innovationen?

6.9 Wie behalten Gemeinden in Veränderung Identität?

6.10 Wie lässt sich strategisches Denken vermitteln?

6.11 Welche Bedeutung haben weiche Faktoren in der Regionalentwicklung?

6.12 Wie sieht eine hilfreiche Fehlerkultur aus?

6.13 Wie funktionieren Netzwerke in Regionen?



Kapitel 6

Dies führt zu einer weiteren grundsätzlichen Frage. Oft resultieren Strukturveränderungen aus der Einsicht, dass es so, wie es war, nicht weitergehen kann. Daher schwingt bei solchen Prozessen immer Trauer und Enttäuschung über den Verlust von bisherigen Arbeitsformen und Strukturen mit. Das aber verbindet sich oft mit Kränkungen für oder bei Personen, die sich mit bisherigen Strukturen identifiziert und diese verantwortlich gestaltet haben. Insofern trifft das Anliegen des gesamten Buches, zu regionalen Entwicklungsprozessen zu ermutigen, nach meiner Erfahrung sehr weitgehend auf Personen, die zunächst einmal zu solchen Prozessen überhaupt nicht motiviert sind, sondern diese als betrüblich empfinden. Dies dürfte ein grundsätzliches Problem für die Aufnahme des Inhalts dieses Handbuchs darstellen.

Frage 1: Wozu regt Sie dieses Kapitel an? Was löst es bei Ihnen aus?

Zunächst eine allgemeine Bemerkung: Ich fühle mich beim Lesen dieses Kapitels wie bei der Lektüre eines Gesundheitsbuches oder der „Apotheken-Rundschau“. Man liest lauter gute Ratschläge und denkt darüber nach, dass es gut wäre, sie zu beherzigen. Zugleich spürt man auch, dass dies nie in vollem Umfang gelingen wird. Aus diesem Grund wirken diese Ratschläge – und die in den Gesundheitszeitschriften stets dazu abgebildeten gesunden und fröhlichen Menschen – immer auch ernüchternd: So perfekt bin ich nicht. So ähnlich ging es mir bei der Lektüre dieses Kapitels. So umfassend „richtig“ wie dieses Kapitel es zusammenstellt, kann man es gar nicht machen. Insofern kann dieses Kapitel als abstrakt, allgemein, möglicherweise auch als besserwisserisch empfunden werden.

Angenehm und entlastend an diesem Kapitel ist jedoch, die eigenen Erfahrungen dort in größeren Zusammenhängen wiederzufinden. Ich vermute, dass viele Leser/innen bei der Lektüre dieses Kapitels erkennen, dass Probleme, die sie selbst haben, nicht nur durch eigenes, als unzureichend empfundenen Verhalten verursacht werden, sondern in der Natur eines solchen Prozesses liegen. Das ist eine gute und sicherlich beabsichtigte Wirkung dieses Abschnitts. Insofern kann es auch wohltuende Entlastung bewirken: Andere haben sicher die gleichen Probleme wie ich.

Frage 2: Was ist für Sie offen, weiterhin ungeklärt?

Bei fast jedem Unterkapitel hat mir ein Hinweis auf die Bedeutung der jeweils leitend handelnden Personen gefehlt. Insbesondere fehlten mir Hinweise auf

- den oben bereits erwähnten „Ausgangsschmerz“ derer, die – oft gegen ihren Willen – regionale Entwicklungsprozesse gestalten müssen,
- die Bedeutung von Vorgeschichten und eigenen Interessen handelnder Personen,
- sowie Übertragungen, denen einzelne Personen ausgesetzt sind („der will doch nur ... durchsetzen“),
- und das immer wieder auftauchende Verhältnis von „alt gedienten“ zu neu hinzugekommenen Personen.

Zusätzlich erlaube ich mir noch einige Hinweise zu den Unterabschnitten:

- Sehr wichtig finde ich den Hinweis auf den Beginn eines Prozesses und den Stil der darin deutlich wird (6.4). Der Hinweis auf breite Beteiligung ist sehr wichtig.



Kapitel 6

- Das Plädoyer des Abschnitts 6.5 für umfassende Kommunikation wirkt auf mich besonders stark nach „ärztlichem Ratschlag“. Nirgends wird die Kommunikation so umfassend gelingen, wie es hier dargestellt wird. Schwierig ist insbesondere, die Arbeit der zuständigen Gremien zugleich vertrauensvoll (und das heißt eben manchmal auch: vertraulich) zu halten, und zugleich transparent zu sein. Diese Gestaltungsfrage hat sich in unseren Prozessen immer wieder gestellt – und dafür habe ich in diesem Kapitel wenig Hilfreiches gelesen.
- Ich habe es in Prozessen, in denen Menschen miteinander arbeiten mussten, die einander bisher wenig kennen, immer als sehr hilfreich erlebt, wenn man einander von den „geistlichen Biographien“ erzählt. Dadurch vertieft sich das Gefühl gemeinsamer Verantwortung für die Kirche. Insofern liegt mir die Bedeutung des Redens über den eigenen Glauben auch in Strukturprozessen sehr nahe. Andererseits finde ich die Art und Weise, wie im Kapitel 6.6 zu einem Dialog über geistliche Ressourcen aufgerufen wird, als reichlich übertrieben. Wenn so etwas in größeren leitenden Gremien geschieht, habe ich es durchweg eher als Verflachung der geistlichen Dimension empfunden und als „kirchlich-ideologische Sahné“, die über die zu diskutierenden Fragen gegossen wird. Einen solchen Eindruck hat auch dieses Kapitel bei mir vermittelt.
- Der Abschnitt 6.8 wirkt „richtig“ und dennoch fern der Realität. Es scheint unterstellt zu werden, dass Strukturveränderungen von Ideen des Besseren geleitet seien. Oft aber ist es (s.o.) nur das Nicht-mehr-Funktionieren des Bisherigen, das zu dem Prozess führt. Daher werden die in diesem Kapitel als so bedeutsam beschriebenen „Willigen und Fähigen“ immer dem Verdacht ausgesetzt sein, dass Bisherige gering zu schätzen.
- Den in Kapitel 6.10 gemachten Hinweis auf die Mehrdimensionalität von Sichtweisen und Strategien empfand ich als hilfreich.
- Der Hinweis auf die „weichen Faktoren“ in Kapitel 6.11 spricht mir aus dem Herzen.
- Und der Hinweis auf Netzwerke in Abschnitt 6.13 weist auf das bereits erwähnte Problem der Steuerung durch legitimierte Gremien hin. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wird im Blick auf das in diesem Kapitel Beschriebene sogar noch größer.

Frage 3: Sie planen zum Thema des Kapitels ein Seminar. Mit welcher These steigen Sie ein?

Mir fällt ausgesprochen schwer, auf diese Frage zu antworten. Am ehesten würde ich als Überschrift einer Arbeitsphase über dieses Kapitel nennen: „Guck mal, was man alles falsch oder richtig machen kann!“ Oder, wie als Aufgabe gestellt, als These: „Alles richtig machen kann keine/r.“

Aber im Ernst: Ich würde dieses Kapitel am ehesten verwenden zur „Zwischenreflexion“ in bereits laufenden Prozessen. Es kann helfen, auf Teilprozesse zurückzublicken und, bevor es weitergeht, um möglicherweise bisher „Unbeachtetes“ in den Blick zu nehmen.



Kapitel 6

Ich hoffe, mit diesen Hinweisen eine qualifizierte Rückmeldung eines „Praktikers“ zu verschiedenen Aspekten gegeben zu haben. In jedem Fall steckt unglaublich viel Arbeit und Erfahrung in dem Handbuch. Ich kann nur hoffen, dass die Menschen, die für ihre Aufgaben auf diese Erfahrungen angewiesen sind, daraus einen guten und hilfreichen Nektar saugen.



Kapitel 7

Wozu regt Sie dieses Kapitel an? Was löst es bei Ihnen aus? Was ist offen, weiterhin ungeklärt?

Ich betrachte beide Fragen zusammen, weil es in jedem Abschnitt anregende Teile gibt – und ich trotzdem ergänzende Anmerkungen oder Mehrbedarf aufzeigen kann.

Claudia Neumann

Amt für Gemeindedienst, Neudietendorf

Zu 7.1.: Was mir gefällt: die klare Begriffsunterscheidung zwischen Ehrenamt und bürgerschaftlichem Engagement in den verschiedenen Kontexten

Unter 1. Für eine Wiederentdeckung der Reformation habe ich wenige Textbelege der Reformation gefunden, die das belegen - einige Bibelstellen Dann Barmen (was viel später war), aber andere Epochen der Kirchengeschichte mit Auswirkungen auf das Engagement und den gelebten Glauben habe ich völlig vermisst: Pietismus und Aufklärung zum Beispiel.

Insgesamt erscheint mir der ganze Abschnitt sehr aus der Perspektive des Hauptamtlichen geschrieben und gedacht: Wie liest das wohl ein Ehrenamtlicher? Der Exkurs enthält so fundamental wichtige Einsichten und Argumente, dass es schade ist, dass er hier nur als Kurzzitat zu 9.7. erscheint. Für die Bedeutung des Priestertums aller Glaubenden sind Charismen- und Ämterlehre DIE entscheidenden Zweige der Theologie – und ergeben Schlüsselentscheidungen für alle Beteiligungsfragen.... Bridging und bonding fand ich sehr anregend.

Unter 2. finden Leser eine gute, knappe und schlüssige Zusammenfassung der derzeitigen Studienergebnisse, dazu gebündelte Argumentationen, Tendenzen und pointierte Fragestellungen.

Was mir sehr fehlt, sind die Einflüsse, die die regionale Kirchengeschichte auf das Engagementverhalten haben (in Thüringen hat die Aufklärung andere Spuren hinterlassen als der Pietismus in Württemberg, oder: Die lange Geschichte der Kleinstaaterei und des landesherrlichen Kirchenregiments haben Auswirkungen auf den Widerspruchsgeist der Ehrenamtlichen gegenüber Hauptamtlichen – ebenso wie die frühe Trennung von Staat und Kirche in Preußen die Eigenständigkeit offensichtlich gestärkt hat.

S. 274 oben: Auch die „Gesamtstimmung“ wirkt dämpfend oder anregend (in Abwanderungsregionen depressiv, - was soll ich noch tun, wenn hier eh keiner mehr bleiben will bzw. die anderen machen alle, da müssen wir auch mal mitmachen).

Es fehlt mir auch die Bedeutung, die kommunikationsstarken und integrierend wirkenden Einzelpersonen zukommt (Toleranz einüben, Neues probieren, Fehler machen dürfen, Zugezogene einbeziehen usw.) Ich halte sie im ländlichen Bereich für DIE entscheidenden Kristallisationspunkte und Motoren/Motivatoren für das Engagement vieler „Mitmacher“. Sie bewahren vor Engführung, geben Sachorientierung (vs private Vorlieben) – wer sie „hat“, da werden Ehrenamtliche aktiv bleiben oder zunehmen. Die notwendigen Bemühungen um das Ehrenamt kann ich nur unterstreichen (auch sonst sind lauter wichtige, richtige Sachen beschrieben, die aber für mich nicht neu und deshalb hier nicht genannt sind.)

Kapitel 7: Kirchliche Regionalentwicklung: Beteiligten

7.1 Das Priestertum aller Gläubigen in regionaler Perspektive

7.2 Welche kirchlichen Berufsbilder braucht die Region?

7.3 Wer ist betroffen und wer beteiligt?



Kapitel 7

Unter 3. Sehr gut und klar formuliert: Ehrenamt entsteht und ist gebunden an Gemeinde vor Ort. Dabei wünsche ich mir, dass die Ehrenamtlichen in den Gemeindeleitungen mehr Erwähnung und Wertschätzung bekommen. (In der EKD gibt es zwar das Ehrenamt im Bereich „Gesellschaftliche Verantwortung“, aber keinen Bereich, wo die Gemeindeleitungen die ihnen zustehende Aufmerksamkeit und Förderung bekommen). In Regionalisierungsprozessen zeigt sich immer wieder, dass sie Engagement fördern - wandert die Verantwortung mit den Gremien in die nächst höhere Ebene (Region) ab, lässt meist auch das Engagement nach.

Sehr anregend fand ich die Beschreibung des Einflusses von Verbänden und Gemeinschaftsbewegung. Das war mir gar nicht so bewusst – die Vereinzelung der Christen im Osten (und vielleicht auch der Druck unter dem beide standen + jetzt bei der Nachwuchssuche noch stehen), hat daraus oft auch Konkurrenz entstehen lassen (Heimlich: wir machen das besser/sind die besseren Christen; Mitglieder aktiv abwerben).

Unter 4.: Letzter Abschnitt: das ist die Frage nach Henne und Ei. Ich beobachte, dass bei den Mitgliedern der Glauben das Engagement motiviert. Bei allen anderen ist der Glauben eher ein Hemmnis mitzumachen, aber die Beschäftigung mit Sinnfragen des Lebens findet hohes Interesse. Es gibt wenige gesellschaftliche Organisationen, in denen so offen und tiefgehend über Hoffnung, Zweifel, Vertrauen, Würde, letzte Fragen usw. gesprochen werden kann wie in der Kirche. Im Engagement komme ich als Ehrenamtliche immer wieder mit solchen Fragen in Berührung, kann sie für mich bewegen, kann andere befragen oder zuhören.... Das ist ein hoher eigener Gewinn in einer Gesellschaft, die solche Themen eher tabuisiert hat.

Es besteht ein Wechselspiel im gegenseitigen Fördern zwischen Kirchenbindung und Engagement: Kirchenbindung fördert Engagement – Erfahrungen im Engagement erhöhen aber auch Kirchenbindung!

Unter 5: Gemeinde als Netz – JA! Sehe ich auch so!

Bei den Anstrichen würde ich noch zwei hinzufügen:

Ehrenamtliche, die sich auf regionaler Ebene austauschen und wechselseitig beraten können, werden dadurch enorm gestärkt in ihrer Eigenständigkeit, Rollenklarheit, Fachlichkeit, Entscheidungskompetenz und empfinden das oft als Wertschätzung ihrer Arbeit.

Regionale Zusammenarbeit im Ehrenamt mildert die Nachteile einer (im ländlichen Raum) immer noch anzutreffenden „Enge“ (starke Sozialkontrolle) und ermöglicht/erleichtert neue Rollenübernahmen (bricht die festgeschriebenen Rollen-Zuweisungen auf).

Zu 7.2.: Stimme dem Text mehr oder weniger voll zu, habe nur einige Ergänzungen: Alle Gruppen von Hauptamtlichen und vor allem das Pfarrbild brauchen eine Aufgabenkritik und eine Schwerpunktsetzung: Sollen sie Mitgliederpflege und -gewinnung betreiben oder sind sie zu allererst Mitarbeiter einer Religionsbehörde (die ihre Regeln und Verfahren hat)? Der Unterschied wird deutlich, wenn es um eine Kasualie geht. Pfarrfrauen haben manchmal vergessen, dass sie mit Mitteln der Gemeinde von anderen Arbeiten freigestellt werden zur Verkündigung ... sie müssten sich dabei weniger als die lange mühevoll ausgebildeten Spezialisten ihres Faches verstehen, sondern



Kapitel 7

mehr als die Trainer, die ihre Spieler zum Spielen (miteinander, nicht solo) fit machen. Wenn man dazu noch die Charismenlehre ernstnimmt, braucht es Gestaltungsfreiraum für die Mitwirkenden in den Gemeinden (HA+EA) – es werden dann auch sehr verschiedene Gemeinden entstehen – ob das der Institution passt?

Der Kasten auf S. 284: Sie sollten alle bei der Landeskirche angestellt sein – bei den Pfarrern ist es egal (wenn sie verbeamtet sind). Bei den angestellten Mitarbeitenden der verschiedenen Berufe sollen die Dienstzeiten von einem Kirchenkreis zum anderen zwar angerechnet werden, passiert aber nicht immer. Wechsel sind nötig! Übergemeindliche Stellen sind außerdem nur befristet – und dann? Habe erlebt wie eine Kollegin so plötzlich keine Stelle mehr hatte und die Kirche keine Notwendigkeit sah, sie zu „versorgen“.

Toll, klar, klasse, wie das Zusammenwirken der Kollegen beschrieben ist. Ja Und trotzdem fehlt mir da noch etwas der Energieeinsatz für das reibungslose Arbeiten. Konfliktpotentiale lauern nicht nur in+zwischen den Beteiligten, sondern liegen auch in den Zuschreibungen, die von außen an die Kolleg/innen herangetragen werden. Oft scheitert es an ursprünglich kleinen Missverständnissen ... es braucht prozessbegleitende Gesprächszeiten, Supervision, Intervision, moderierte Teamsitzungen o.ä. Gut: Mehrwert der Berufe im Vergleich zum Pfarrberuf! Mutig! Das so deutlich zu sagen. nach den Debatten der letzten Jahre ist das wohl jetzt dran!

Zu 7.3.: Die Unterscheidung von Beteiligten und Betroffenen fand ich im ersten Moment verwunderlich, aber dann sehr hilfreich (auch wenn die Beteiligten natürlich auch Betroffene sind).

Damit Betroffene sich beteiligen – und Beteiligte nicht in Macht- oder Tabu-Spiele abgleiten – ist eine gemeinsame Fragestellung/Zielvorstellung hilfreich, wo es hingehen soll, z.B. :Wie kann Glauben in ihrer Region (in den unterschiedlichen Orten ihrer Region) lebendig bleiben/werden? (Siehe erste Anwendung).

Für die vielen schönen Beispiele, die bei den Betroffenen als mögliche Veranstaltungsformate genannt sind, habe ich sofort an die Gemeindeberatung gedacht – sowas machen wir oft und es wäre noch öfter nötig, aber: das braucht Zeit der Ehrenamtlichen und Kapazitäten der GBOE.

3. Sie planen zum Thema des Kapitels ein Seminar. Mit welcher Frage steigen Sie ein?

Würde mich spezifisch in Bezug auf die Situation der Teilnehmenden vorbereiten, vielleicht mit einer Frage einsteigen:

Wie kann Glauben in ihrer Region (in den unterschiedlichen Orten ihrer Region) lebendig bleiben/werden? Was braucht es dazu in ihrer Region? Wer muss an Überlegungen dazu beteiligt werden? Wie können die Menschen (im Sinne Betroffene) gut einbezogen werden?

Vielleicht auch: eine Region in guter Balance (halten) ... und damit die vielen Wirkdimensionen und Ungleichgewichts-Möglichkeiten andeuten ... von da aus schauen, was DIESE Region ausmacht und was sie braucht.



Kapitel 8

Wozu regt Sie dieses Kapitel an? Was löst es bei Ihnen aus?

Nach mehr ;-). Ich habe Lust bekommen weiter zu lesen. Ich war sehr skeptisch über die Aufgabe, nur auf das Kapitel 8 zu reagieren ohne die anderen gelesen zu haben. Es geht und es geht sogar sehr gut. Ich bleibe dort hängen, wo ich angesprochen bin. Es lohnt sich, sich für 10 Minuten zum Lesen hinzusetzen. Ich muss nicht brav von Kapitel 1-14 lesen, um die Inhalte zu verstehen. Ich darf durch das Buch tanzen. An dieser Erkenntnis schnuppern, jene mitnehmen oder auch überspringen. Das Buch ist sehr schön vernetzt und durch die vielen Verweise gut verzahnt.

So wie die Autor*innen dieses Buch geschrieben haben, nicht linear, sondern vernetzt, so verstehe ich die Prozesse des Denkens, Redens, Leitens und Gestaltens auf den verschiedensten Ebenen in unseren Landeskirchen. Nicht linear, sondern vernetzt: Wenn ich so entscheide, dann entsteht diese Situation. Wenn ich so entscheide, dann jene. Keine Entscheidung ist an sich gut oder schlecht.

Es kommt auf die Beziehung der verschiedensten Komponente für die Entscheidung an. Dieses Vernetzen basiert in unserer Arbeit auf den Beziehungen zu den Menschen in den Kirchengemeinden und damit ganz entscheidend auf Vertrauen. Ohne das läuft nichts. Wir können in und mit unseren Gremien nur gut leiten und gestalten, wenn wir uns vertrauen, wenn wir offen und ehrlich Feedback geben, also mit Achtung „Zurückfüttern“, wie wir das Verhalten und die Leitung des anderen wahrnehmen.

Was ist für Sie offen, weiterhin ungeklärt?

Haben wir den Mut und das Vertrauen uns die Zeit zu nehmen, die wir für diese Prozesse brauchen? Einbeziehen, beteiligen, Beziehungen aufbauen, stärken und pflegen braucht Zeit, braucht sehr viel Zeit. Ich spüre gegenüber dem kirchlichen Begriff „geistliche Leitung“ (8.1.3.) ein großes Unbehagen, wenn wir diesen Begriff für uns elitär innerkirchlich in Anspruch nehmen. Für mich leitet jede*r praktizierende Christ*in in Leitungsposition geistlich.

Sie planen zum Thema des Kapitels ein Seminar. Mit welcher These steigen sei ein?

Trauer ist eine normale Reaktion auf einen bedeutenden Verlust. „Das Leben wird rückwärts verstanden und vorwärts gelebt.“ Lassen Sie uns nochmals wertschätzend zurückschauen und dann den Blick nach vorne richten und das Leben in die Hand nehmen und gestalten.

Christiane Kellner

Superintendentin des Kirchenkreises Merseburg

Kapitel 8: Kirchliche Regionalentwicklung: Leiten

8.1 Wie sieht eine theologische Kybernetik für die Region aus?

8.2 Wer leitet wie Kirche in der Region?

8.3 Welche besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten verlangt regionale Leitung?

8.4 Welche Formen für die Initiierung, Durchführung und Verstetigung von Beteiligungsprozessen gibt es?

8.5 Wie kann regionale Leitung ›top down‹- und ›bottom up‹-Elemente sinnvoll verzahnen?

8.6 Wie kann Unterschiedlichkeit gestaltet werden?

8.7 Wie werden regionale Konzepte lebendig?

8.8 Missionarische Strategien für die Region

8.9 Wie können Ressourcen in regionalen Entwicklungsprozessen entdeckt und aktiviert werden?

8.10 Wie können regionale Entwicklungsprozesse durch die Ebenen von Kirchenkreis und Landeskirche unterstützt werden?

8.11 Wie können hilfreiche und entlastende Strukturen gefördert werden?

8.12 Wie werden schwierige Situationen gestaltet?

8.13 Wie wird ein Beziehungsmanagement in der Region gestaltet?

8.14 Welche Wahrnehmungs- und Steuerungsmodelle für die Region gibt es?



Kapitel 9

1. Wozu regt Sie das 9. Kapitel an?

1. Den Blick verstärkt auf Visionen richten!

Das Kapitel zeigt, wie hilfreich es ist, sich von einer Vision oder einem Leitbild inspirieren zu lassen, um von daher machbare Ziele abzuleiten und diese erst danach in Arbeitsschritte umzusetzen. Ohne Visionen und Ideen keine Handlungsorientierung!

2. Ohne Motivation und Leidenschaft entsteht keine Energie für Veränderungsprozesse!

Begeisterung und Motivation für eine gemeinsame Sache sind notwendig, um einen Veränderungsprozess nicht nur zu verwalten, sondern mit Herz und Verstand voranzutreiben und zu gestalten. Das verdeutlicht das Kapitel anschaulich. Motivation ist zu Beginn entweder bereits vorhanden oder braucht glaubwürdige und begeisternde Anlässe, um geweckt zu werden.

3. Vorhandene Stärken und Ressourcen sind für die (kirchliche) Regionalentwicklung unabdingbar!

Das Kapitel legt sich fest: Stärken und Ressourcen in einer Region sollten im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen, um ein Bild für die Zukunft zu entwerfen, nicht Einsparungen und Strukturmaßnahmen. Das leuchtet sofort ein. Denn nur eine ressourcenorientierte Regionalentwicklung ermöglicht es, Chancen und Möglichkeiten für einen Veränderungsprozess aufzuzeigen, statt nur die Defizite und die Risiken zu sehen.

4. Gabenorientierung ist wirkungsvoll!

Das Kapitel zeigt: Wer bei den Qualifikationen und Interessen der kirchennahen und kirchenfernen Akteure in einer Region ansetzt, der kann eine Vielzahl von verschiedenen Fähigkeiten zum Einsatz bringen. Wenn diese Prozesse transparent eingeführt und kompetent begleitet werden, dann wird aus Konkurrenz Zusammenarbeit und aus Betroffenheit aktive Beteiligung.

5. Der Gewinn von Regionalentwicklung muss erfahrbar sein!

Wenn der Mehrwert von kirchlicher Regionalentwicklung in einfacher und nachvollziehbarer Sprache und konkreten Beispielen benannt werden kann, dann steigt die Motivation, sich auf solche Prozesse einzulassen. Darauf weist das Kapitel zurecht hin. Wichtig ist, dass die Beteiligten diesen Mehrwert selbst erleben. Beispielsweise indem sie wahrnehmen, dass es in einer Region einfacher ist, das kirchliche Angebot stärker bedarfsorientiert ausdifferenzieren und Schwerpunkte zu setzen, als wenn eine Kirchengemeinde allein dafür verantwortlich ist.

6. Über den eigenen Tellerrand schauen!

Das Kapitel ermutigt die Leser_innen, über den eigenen (kirchlichen) Tellerrand zu schauen, topografische und sozialräumliche Informationen über die Region in Erfahrung zu bringen und für die Zusammenarbeit mit anderen kirchlichen und außerkirchlichen Akteuren nutzbar zu machen. Dadurch können die eigenen Besonderheiten und Stärken genauso wie die eigenen spezifischen Wünsche und Bedarfe genauso sichtbar und besprechbar gemacht werden wie die der Nachbarn

Dr. Kerstin Söderblom

Studienleiterin im Ev. Studienwerk Villigst, Schwerte

Kapitel 9: Kirchliche Regionalentwicklung: Motivieren

9.1 Biblische Motivationsstrukturen für Veränderung

9.2 Einsichten aus der Motivationsforschung und deren Nutzen für regionales Denken

9.3 Wo und wie entdeckt eine Region ihre Besonderheit?

9.4 Visionen, Themen und Ziele

9.5 Fragwürdig leben. Was bewirkt eine missionarische Haltung in der Region?

9.6 Was bringt das alles? Das missionarische Potential von Region

9.7 Exkurs: Wie gestaltet sich ein regionales Charismen-Management?



Kapitel 9

und des regionalen Umfelds. Diese Informationen können für eine regionale und ressourcenorientierte Zusammenarbeit fruchtbar gemacht werden.

7. Widerstände ernst nehmen!

Das Kapitel zeigt aber auch, dass es Widerstände und Skepsis gibt gegenüber der kirchlichen Regionalentwicklung. Es ist nötig, Sorgen und Ängste ernst zu nehmen und sich dafür Zeit zu lassen. Ziel ist es, mit den Betroffenen gemeinsam Schritte zu entwickeln, die den Prozess verlangsamen, die Widerstände berücksichtigen und Bedenken ausräumen. Letztere sind immer auch ein wichtiger Gradmesser für Unausgegorenes oder Unklares, die Nachjustierungen und Planungsänderungen notwendig machen.

8. Regionalentwicklung ist gewinnbringend und kann Spaß machen!

Das Kapitel zeigt mir vor allen Dingen, dass (kirchliche) Regionalentwicklung ein hilfreiches Entwicklungsinstrument ist. Wenn Ausgangssituation, Ziele und Bedarfe klar sind und Prozesstransparenz und Beteiligung gesichert sind, kann es viel Spaß machen!

2. Was ist weiterhin ungeklärt?

Offen bleibt für mich, wie eine „missionarische Haltung“ in der kirchlichen Regionalentwicklung eingeübt und eingenommen werden kann. Die Autor_innen schreiben, dass eine missionarische Haltung durch Respekt, Achtsamkeit, Begeisterungsfähigkeit und Gastfreundschaft getragen ist und nicht durch Enge, Druck oder Überredungskraft. Dem stimme ich ohne Abstriche zu. Gleichwohl sehe ich, dass der Begriff „Mission“ kirchengeschichtlich problematisch ist und auch gegenwärtig immer noch ambivalent besetzt ist. Die Autor_innen postulieren, dass eine „ehrliche und gewinnende missionarische Grundhaltung (eine) vom Geist Gottes gedeckte Ansteckungskraft“ (372) entwickelt. Das klingt spannend, erschließt sich für mich aber nicht zwingend. Mehr kann ich damit anfangen, wenn die Autor_innen konkretisieren, dass dies durch Gastfreundschaft, aufsuchende Gespräche, Glaubwürdigkeit und Beziehungsaufnahme gelingen kann. Dennoch, meine Erfahrungen mit dem Begriff Mission sind schwierig. Der Begriff ist missverständlich und braucht viel Sensibilität, fundierte Kenntnis über den kirchengeschichtlichen Missbrauch des Begriffs und Sorgfalt im Gespräch darüber. Hier sehe ich noch Bedarf, wie solche Gespräche konkret moderiert und begleitet werden können. Auch für die Einübung in eine „missionarische Haltung“ im Kontext der (kirchlichen) Regionalentwicklung sehe ich noch Bedarf für konkrete Beispiele und Hilfestellung.

3. These zum Kapitel

Kirchliche Regionalentwicklung ist ein strategisch geplanter Entwicklungsprozess, der eine kirchliche Region inhaltlich, geistlich und strukturell neu bestimmt und weiter entwickelt. Ziel ist eine profilierte und ausstrahlungsstarke kirchliche Region, in der Kirchengemeinden und regionale kirchliche Akteure in einer Region gemäß ihrer Stärken und Bedarfe zusammenarbeiten und sich in ihrer Arbeit gegenseitig befruchten und unterstützen. Das Kapitel macht Lust, genau dieses zu tun!



Kapitel 10

„Subjektiv empfundene Überlastung“ habe ich bisher genannt, was ich an mir und anderen wahrgenommen habe: Die Erschöpfung von nicht selten hyperaktiven Haupt- und Ehrenamtlichen und eine sich trotzdem oft blutleer zeigende Kirche. Sich persönlich und als Organisation einerseits in Äußerlichkeiten und Eitelkeiten ergehend, andererseits gelähmt und im Kern austrahlungsarm und müde. Eine subjektiv empfundene, und damit tatsächliche Überlastung. Aber auch irgendwie nicht objektiv. Denn die Gründe schwimmen nicht selten, wenn man sie mit Verhältnissen, Zahlen und Arbeitsweisen vergangener Zeiten vergleicht. Oder doch nicht? Noch nie wurde so viel reflektiert, Verschiedenes, auch Kreatives versucht, investiert und auf die Beine gestellt. Am Fleiß liegt es meist nicht. Auch nicht an den Fähigkeiten. Nun kommt es klarer zu Tage. Die „trübe gewordene Medaille“ hat zwei Seiten! Und es wäre eine halbe Sache, nur eine Seite zu polieren. Da sind die objektiven Faktoren. Also z.B. die Risikofaktoren für einen persönlichen oder gar einen organisationalen Burnout. Also soziale Naturgesetzmäßigkeiten, die weder ein Privileg von Kirche in aktuell noch nie dagewesen schwieriger Lage (!) sind, noch vor deren Toren etwa aus gebotenen Respekt halt machen, so wenig wie der Apfel in einer Pfarramtskanzlei nach oben fällt.

Nun können wir, dank Kapitel 10, aber besser eigene Fehlentwicklungen in Theologie und Kirche erkennen, analysieren und damit auch objektivieren. Z.B. zelebrierte Leistungsschauen statt sola gratia, die Pastorenkirche als Form deutschen „Chefarztgehabe“ statt Priestertum aller Glaubenden oder wenigstens gabenorientiertes Teamwork nach 1Kor12 zu leben.

Aber das ist nur die eine Seite. Die andere ist unsere spirituelle Verkümmern, aus der wir oft keinen wirklichen Halt mehr erfahren. Irgendwann war da ja auch bei uns einmal der Funke. Doch dann haben auch wir unsere Tradition der westlichen Kirchen verinnerlicht. Also zu lehren und zu erklären, aus Kirchen Belehrungshäuser zu machen statt dort den Glauben zu üben und erlebbar zu machen. So, wie man die Dankbarkeit, die einen selber durchs Leben tragen kann, auch nicht nur anmahnen und eintrichtern, sondern, wie es die schöne Wortverbindung nahelegt, nur üben kann. Dass urchristliche, alte mönchische Erfahrungen, Meditationstechniken und Erkenntnisse mit modernen psychologischen und neurowissenschaftlichen Erkenntnissen derweil frappierend untersetzt und erklärt werden können, muss man erstmal wahrnehmen. Um sie dann aber auch endlich wieder zu üben. Einzelne und gemeinsam. Nicht als fernöstliche, sondern anvertraute urchristlich Gaben.

Als These: Heute mit einem „Fröhlichen Dennoch“ in der Kirche leben und arbeiten zu können, setzt voraus: Soziale Gesetzmäßigkeiten auch in der Kirche erkennen und objektiv bearbeiten sowie Glauben (Vertrauen) wieder subjektiv üben, üben, üben.

Matthias Weismann

Superintendent des Kirchenkreises Leipziger Land

Kapitel 10: Belastungen erkennen und Entlastungen ermöglichen

10.1 »Am Limit« arbeiten und »sola gratia« leben?

10.2 Wodurch entsteht Belastung?

10.3 Welche Symptome weisen auf Belastungssituationen hin?

10.4 Prävention und geistliche Resilienz?

10.5 Was lässt sich heilend tun?

10.6 Entlastung durch die drei Ebenen der Kooperation

10.7 Was geht, wenn nichts mehr geht?



Kapitel 11

Wozu regt Sie dieses Kapitel an? Was löst es bei Ihnen aus?

1. Es gefällt mir gut, dass es in diesem Handbuch ein Kapitel zum Thema „Widerstand“ gibt. Werden Veränderungsprozesse doch immer dann spannend, wenn es zu Widerspruch kommt oder wenn ein scheinbar gut beginnender Prozess ins Stocken gerät und „nichts mehr“ geht. Dann geht es, wie es in diesem Kapitel ausführlich geschildert wird, nicht um Blockaden, die bekämpft werden müssen, sondern um wichtige Informationen, die noch nicht genug Aufmerksamkeit bekommen haben. Wie schön, wenn es dann gelingt, Widerstände freundlich zu begrüßen und sie, wie es im Kapitel 11 formuliert ist, als „willkommenes Aufmerksamkeits-signal“ anzusehen.
2. Vielleicht gelingt es, Widerstände nicht nur als unabdingbar zu Veränderungsprozessen dazugehörend anzunehmen, sondern sie als wertschätzende Rückmeldung anzusehen. Denn Veränderungen ohne Widerstände bieten eher Anlass zur Sorge. Wenn es keinen Widerstand gibt, könnte nämlich die Meinung vorherrschen, die angestrebten Veränderungen würden sich ohnehin nicht umsetzen lassen - und etwas, dem man keine Chance auf Umsetzung gibt, braucht auch keinen Widerstand. Also: Widerstände sind in gewisser Weise auch eine Form der Wertschätzung - der angestrebten Veränderung werden offensichtlich veritable Chancen zur Realisierung eingeräumt.
3. Der Ausdruck „parochiale Selbstgenügsamkeit“ löst bei mir Widerstand aus. In meinen Ohren suggeriert er ein Werturteil, das die hinter dieser Deklaration stehenden Widerstandsphänomene nicht als „willkommene Aufmerksamkeits-signale“ versteht, sondern als zu überwindendes Verhalten. Das erscheint mir auf dem Hintergrund des übrigen Kapitels etwas zu verengt.

Das 11. Kapitel arbeitet insgesamt in vielen sorgfältig bedachten und bearbeiteten Facetten heraus, was sich für mich in zwei Sätzen zusammenfassen lässt. Erstens: „Niemals gegen, sondern immer mit dem Widerstand arbeiten.“ Und zweitens: „Ängste sind meist größer als die Realität.“

2. Was ist für Sie offen, weiterhin ungeklärt?

1. Der Umgang mit Widerständen erfordert nicht nur methodische Kompetenz, sondern fordert in besonderem Maße die personale Kompetenz von Leitenden. So brauchen Leitende in Veränderungsprozessen eine hohe Ambiguitätstoleranz: Sie sollten aushalten können, dass der Wunsch nach Veränderung und der Wunsch nach Beharrung oft und lange gleichzeitig und nebeneinander bestehen. Sie sollten es auch aushalten können, zeitweise Nicht-Wissende zu sein: nicht-wissend, ob und wie es weitergehen wird. Um Leitende dabei zu unterstützen, brauchen gerade sie besondere Aufmerksamkeit. Sie brauchen Zeit und Raum, um ihrer eigenen Bedürftigkeit, ihrer eigenen Unsicherheit und ihrer eigenen Angst Ausdruck zu geben. Wie können Leitende in Veränderungsprozessen besonders gut

Kristina Kühnbaum-Schmidt

Pröpstin des Propsteisprenghels
Meiningen-Suhl

Kapitel 11: Widerstände in Veränderungsprozessen

11.1 Widerstand in biblisch-theologischer Perspektive

11.2 Warum entstehen Widerstände in Veränderungsprozessen?

11.3 Wie geht man mit mentalen Blockaden in Veränderungsprozessen um?

11.4 Wie lassen sich Tabuthemen behandeln?

11.5 Wie kann die mittlere Leitung mit Widerständen konstruktiv umgehen?

11.6 Wie lässt sich parochiale Selbstgenügsamkeit verwandeln?

11.7 Wie können Erfahrungen anderer den Prozess befördern?

11.8 Die fetten Jahre sind vorbei: Ungleichzeitigkeit und Komplexität in der Region bewältigen



Kapitel 11

unterstützt und begleitet werden?

2. Nicht nur Veränderung, auch Stillstand kann Widerstand auslösen. Muss mit dieser Form des Widerstands anders gearbeitet werden als mit Widerstand in Veränderungsprozessen?

3. Sie planen zum Thema des Kapitels ein Seminar. Mit welcher These steigen Sie ein?

Mit dem zugegebenermaßen ziemlich bekannten, wohl chinesischen Sprichwort, in etwas abgewandelter Form: „Wenn der Wind der Veränderung weht, bauen die einen Mauern und die anderen Windmühlen - Veränderung aber braucht die Mauern ebenso sehr wie die Windmühlen.“



Kapitel 12

Vorab: Das vorletzte Kapitel des vorliegenden Handbuchs braucht einen längeren Anlauf – immerhin den Schöpfungsbericht!, um sich seinem eigentlichen Thema zu nähern. Im Fortgang finden sich allerdings Klärungen und Anregungen (z.B. die Zusammenstellung unterschiedlicher Strukturmodelle, S. 456), die für mich auf dem Hintergrund hiesiger Überlegungen hilfreich sind. Zu den Fragen:

Ulrike Laakmann

Dekanin des Kirchenkreises
Witzenhausen

Das Kapitel regt mich an, die Erfahrungen der Regionalentwicklung zivilgesellschaftlicher Akteure (hierzulande auf der Ebene des Landkreises) aufzunehmen (vgl. 12.7 Kirche und Gemeinwesen, S. 477). Es ermutigt und bestärkt mich in dem Vorhaben, im Rahmen neugedachter Kooperationsräume regionale Zukunftswerkstätten zu initiieren oder weiter zu planen (z.B. zum Thema ‚Verkündigung im ländlichen Raum‘). Ich überlege, die Idee des regionalen Marktplatzes aufzugreifen („speaker’s corner“), um Kreativität freizusetzen und so ein ‚mehr‘ an Kooperationsmöglichkeiten zu entdecken: „Ich habe eine Lösung für dein Problem und du hast eine Ressource für meine Knappheit.“ (ebd., S. 464). Besonders anregend finde ich den Gedanken, „Konkurrenz ... aus dem schroffen Gegensatz zur Kooperation herauszuholen“ (S. 470) und mit Hilfe des ‚Entwicklungsquadrats‘ von von Thun komplementäres Denken und das positive Spannungsverhältnis von Kooperation und Konkurrenz zu nutzen. Diese Möglichkeiten von ‚Coopetition‘ möchte ich für den Kooperationsraum mit-erschließen.

Kapitel 12: Konkurrieren und kooperieren: Kennzeichen einer vitalen Region

- 12.1 Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei
- 12.2 Welche Formen der Zusammenarbeit gibt es?
- 12.3 Welche Regeln und Voraussetzungen braucht gelingende Zusammenarbeit?
- 12.4 Wie gehe ich mit Konkurrenz in der Region um?
- 12.5 Was hat Kooperation mit Konkurrenz zu tun?
- 12.6 Kreativität fördern: regionale Leitung als Akteurin des Wandels
- 12.7 Kirche und Gemeinwesen

Die genannten Beispiele sind für mich nicht immer konkret oder plausibel; so hätten z.B. Erläuterungen oder auch nur die Nennung der ‚Visionen der Dekane‘ das best-practice Beispiel aus der EKHN anschaulicher gemacht (S. 453). Was ‚Coopetition‘ positiv bewirken kann, verstehe ich mit dem zweiten Beispiel (S. 472); ob die fröhliche Kooperation und die fröhliche Konkurrenz wirklich zu einer fröhlichen Konfirmation führen, ist für mich aufgrund früherer Erfahrungen noch sehr fraglich....

Meine Eingangsthese lautet: ‚Konkurrenz und Kooperation schließen sich nicht aus, oder: Die Entdeckung von Coopetition‘



Kapitel 13

Das Kapitel regt mich dazu an, erneut über die essenziellen Faktoren, die eine Region bestimmen, nachzudenken.

Der konstituierende Faktor für regionale Konzeptionen ist Nähe. Nähe ist vordergründig räumlich bestimmt, beruht aber im Wesen auf (potenzieller) Interaktion. Da Interaktion grundsätzlich medial vermittelt ist, verändert sich mit der Verfügbarkeit von Medien auch die Wahrnehmung von Nähe.

Im Bereich der Kirchen finden wir eine traditionelle parochiale Struktur. Darin ist zuvörderst die Erfahrung verarbeitet, dass Kommunikation und Interaktion, die für kirchliche Arbeit benötigt werden, räumliche Nähe unbedingt erforderten, als technische Kommunikationsmittel noch nicht massenhaft zur Verfügung standen.

Zum zweiten ermöglicht die territoriale Ordnung die klare Abgrenzung von Zuständigkeiten. Wo Territorium B beginnt, muss Territorium A enden. Die klare Abgrenzung von Zuständigkeiten ist ein wichtiges Instrument zur Reduzierung von Konflikten. In dieser Hinsicht können territoriale Konzeptionen auch heute noch attraktiv sein. Solange die territorialen Grenzen zugleich auch Grenzen für Kommunikation und Interaktion darstellen, überwiegen vermutlich die Vorteile einer parochialen Struktur.

Mit der massenhaften Verfügbarkeit von technischen Kommunikationsmitteln und Verkehrsmitteln vermindert sich allerdings die Bedeutung von territorialen Grenzen signifikant. Die grenzübergreifend entstandenen menschlichen Bindungen können in einer parochialen Konzeption kaum noch angemessen abgebildet werden. Für kirchliche Arbeit sind sie aber von entscheidender Bedeutung.

Wenn eine regionale Konzeption lediglich zu einer Erweiterung eines Territoriums bei unveränderter Organisation und Struktur führt, wie das bei Fusionen von Kirchengemeinden oder von Kirchenkreisen/Dekanaten häufiger der Fall sein dürfte, kann sie die veränderten Bedingungen für die Entstehung menschlicher Bindungen nicht angemessen aufnehmen. Deshalb ist es unerlässlich, bei der Gestaltung von regionaler Kooperation darauf zu achten, welchen veränderten Bedingungen von Kommunikation und Interaktion eine neu zu schaffende Struktur Rechnung tragen muss.

Es ist zum Beispiel zu fragen, wie durchlässig die Grenzen von Regionen zu denken sind. Können und sollen sich Regionen territorial überschneiden? Kann es Regionen unterschiedlichen Typs (beispielsweise „territoriale“ und „virtuelle“ Regionen) im gleichen Kirchenkreis/Dekanat geben? Sind Regionen möglicherweise sogar polyzentrisch in dem Sinne zu denken, dass die jeweiligen Zentren jeweils eigene Regionen mit unscharfen Grenzen definieren? Und wie könnte in derart strukturierten Regionen die kirchliche Arbeit effektiv organisiert werden?

Für eine Weiterentwicklung des Konzepts „Region“ wäre es ferner interessant, die konstituierenden menschlichen Empfindungen im Zusammenhang mit der Auffassung von Nähe und Distanz zu untersuchen. Es könnte hilfreich sein, einen Faktor der „empfundenen Nähe“ genauer zu bestimmen. Es ist anzunehmen, dass dabei entwicklungsgeschichtlich ältere Konzepte, die durch den zwingenden Zusammenhang von geringem physischem Abstand und Kommunikation geprägt sind, eine entscheidende Rolle spielen.

Philipp Meier

Superintendent des Kirchenkreises Hameln

Kapitel 13: Kooperation oder/und Fusion?

13.1 Wie groß müssen oder dürfen administrative Einheiten sein?

13.2 Kooperation oder Fusion?

13.3 Schritte einer Dekanatsfusion

Kapitel 13

Meine Vermutung ist: Hindernisse bei der Entwicklung von regionaler Kooperation beruhen häufig auf unbewussten „inneren Bildern“; gelingt es, diese inneren Bilder bewusst zu machen und zu bearbeiten bzw. zu erweitern, dürfte in vielen Fällen eine Verbesserung der regionalen Kommunikation und Interaktion erreicht werden.

Eine weitere Frage: Sind Widerstände gegen regionale Kooperation eher in einer allgemeinen Angst vor Veränderung oder eher in einer realistischen Einschätzung der Nachteile eines solchen Ansatzes begründet? Für die Vorbereitung von regionaler Kooperation benötigen wir ein „Befürchtungsmanagement“, in dessen Rahmen die bei den Beteiligten vorhandenen Befürchtungen ihrem Charakter nach analysiert und nötigenfalls durch geeignete Vereinbarungen entkräftet werden.

Meine Einstiegsfrage für ein Seminar zum Thema des Kapitels könnte lauten:

Regionen werden nicht in erster Linie durch räumliche Faktoren konstituiert, sondern durch Kommunikation und Interaktion sowie Strukturen, die beides ermöglichen. Wie bestimmen wir im Sinne dieser These die Größe einer Region und ihre Grenzen? Welche Strukturen benötigen wir in der Region?



Adressen

Leitung, Verwaltung und Anfragen

Sekretariat: Jutta Kroll, Angelika Westerdorf
Olpe 35
44135 Dortmund
Tel +49 231 5409 34
Fax +40 231 5409 38
info@zmir.de

Zentrum für Mission in der Region

www.zmir.de

Hans-Hermann Pompe (Leitung)

pompe@zmir.de

Christhard Ebert

ebert@zmir.de

Juliane Kleemann

kleemann@zmir.de

Daniel Hörsch

hoersch@zmir.de

Kooperation mit dem Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG)

Martin Alex

alex@zmir.de

Theologische Fakultät/IEEG
Rudolf-Petershagen-Allee 1
17487 Greifswald
03834 862535
ieeg@uni-greifswald.de

Impressum

Redaktion: Christhard Ebert

ViSdP: Christhard Ebert

Der ZMiR-Newsletter erscheint in unregelmäßigen Abständen mehrmals im Jahr.

Wenn Sie diesen Newsletter abbestellen möchten, schicken Sie uns bitte einfach eine [E-Mail](#)

